

Platons ungeschriebene Lehre in der Sicht der Harmonik

Dieter Kolk

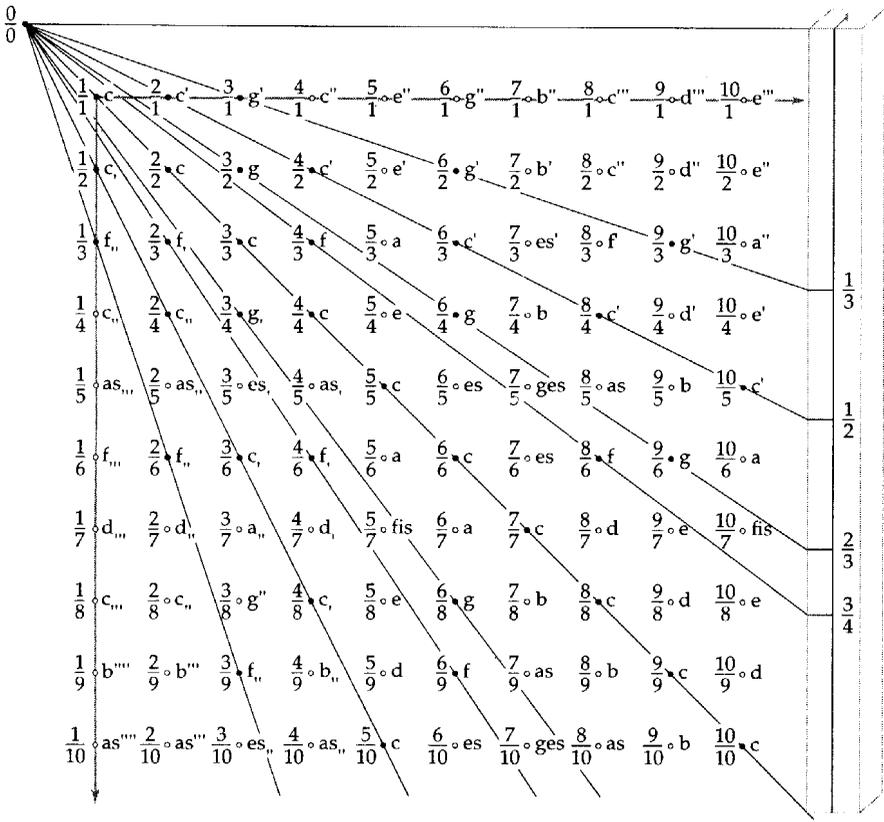
Vorbemerkung

Da nicht allen Lesern der Aufbau der Teiltonkoordinaten, die gleichsam ein "natürliches System der Töne" darstellen, bekannt sein dürfte, später aber der Fortgang der Darlegungen nicht unterbrochen werden soll, wird zu Beginn dieses für die Harmonik zentrale Schema besprochen. Es kann sich aber nicht um eine allererste Einführung in die Tonzahlenlehre handeln, sondern gewisse Grundbegriffe wie Tonzahl, Ober- und Untertonreihe müssen vorausgesetzt werden. Man vergleiche dazu das nebenstehende Diagramm.

Vom Grundton der schwingenden Monochordsaite $\frac{1}{1}$ c beginnend trägt man die Obertonreihe nach rechts und die durch Umkehrung der Intervallschritte erzeugte "Untertonreihe" im rechten Winkel dazu nach unten an. Von jedem Teilton der letzteren aus bildet man erneut eine Obertonreihe parallel zur ersten; es ergibt sich, daß damit zugleich Untertonreihen von den Teiltönen der ersten Obertonreihe ausgehend entstanden sind. Bei näherer Betrachtung zeigt sich ferner, daß sich auf der Diagonalen des Systems der Zeugerton in der Form $\frac{n}{n}$ fortwährend wiederholt; ebenso wiederholen sich andere Töne in mehr oder weniger großem Abstand auf den "Gleichtonlinien", die sich in einem Punkt außerhalb der Tonzahlordnung schneiden. Sucht man nach einer Bezeichnung für diesen Punkt, ergibt sich aus dem Zahlgesetz der Tonreihen heraus das Symbol $\frac{0}{0}$.

Mathematisch könnte man diesen Punkt als den Nullpunkt eines Koordinatensystems ansehen, in tonaler Hinsicht bedeutet er jedoch mehr.

1. Da von Tonzahlen, also Verhältniszahlen, ausgegangen wurde, muß man auch $\frac{0}{0}$ als Verhältnis interpretieren; als solches ist es im mathematischen Sinn nicht definiert, d.h. es kann jeden Zahlwert einschließlich 0 bedeuten.



2. Graphisch kommt das darin zum Ausdruck, daß die Gleichtonlinien, die Linien der Identität aller möglichen Tonzahlen, sich in diesem Punkt schneiden, die individuellen Tonwerte also darin in eins zusammenfallen.

3. Das Symbol \wp stellt somit die Negation der individuellen Tonwerte einerseits, ihre Totalität andererseits dar; es ist die übergreifende und zusammenfassende Einheit aller bereits hervorgetretener und bei weiterer Entwicklung des Schemas noch möglicher Tonwerte.

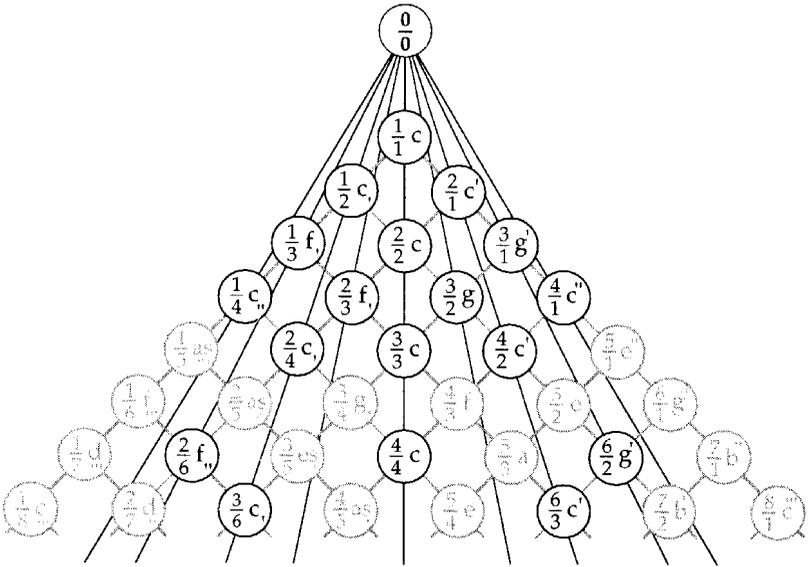
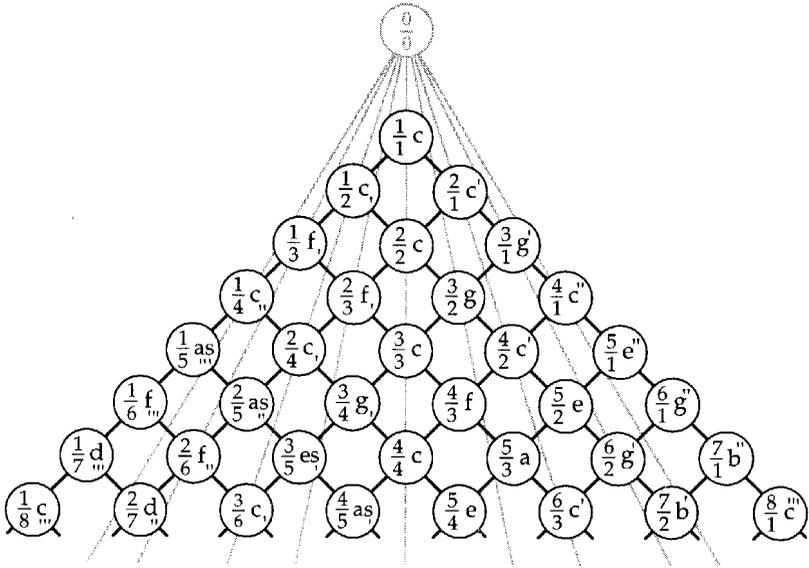
4. Die Ordnung der Tonzahlen hat damit zwei Zentren: den Zeugerton \dagger , von dem aus es sich Schritt für Schritt im dynamischen Fortschreiten der Ober- und Untertonreihen entfaltet, und den Schnittpunkt der Gleichtonlinien \wp , von dem aus betrachtet es in statischer Ruhe in sich selbst verhardt.

Für symbolische Zwecke empfiehlt es sich, das System um 45° zu drehen, so daß es in Gestalt des griechischen Buchstaben Λ (Lambda oder Lambdoma) erscheint. A. von Thimus, der dieses Schema entwickelt hat,¹ nannte es deshalb auch das "Lambdoma". In dem nebenstehenden Diagramm ist es zweimal dargestellt, wobei einmal die Reihenentwicklung, das andere Mal die vom Schnittpunkt der Gleichtonlinien ausgehende statische Ordnung hervorgehoben ist.

Platons "ungeschriebene Lehre"

Platon hat ein umfangreiches Werk hinterlassen, das in Dialogform abgefaßt ist. Doch ist Platonforschern schon lange aufgefallen, daß es Stellen in den Dialogen gibt, an denen er etwas anzudeuten, aber mehr zu verschweigen als zu sagen scheint. Hinzu kommt der 7. Brief, in dem er ausdrücklich erklärt, daß und warum man letzte, entscheidende Aussagen nicht in schriftlicher Form niederlegen kann. Es finden sich ferner Hinweise bei anderen Autoren, allen voran bei Aristoteles, über eine sonderbare Zahlenlehre Platons, wozu auch die Gleichsetzung der Ideen mit den Zahlen gehört, die so in seinem dialogischen Werk nicht erscheint. Schließlich wird über eine Vorlesung Περὶ τοῦ ἀγαθοῦ (Über das Gute) berichtet, zu der viele Leute gekommen seien, weil sie annahmen, sie würden etwas erfahren über Reichtum oder Gesundheit oder

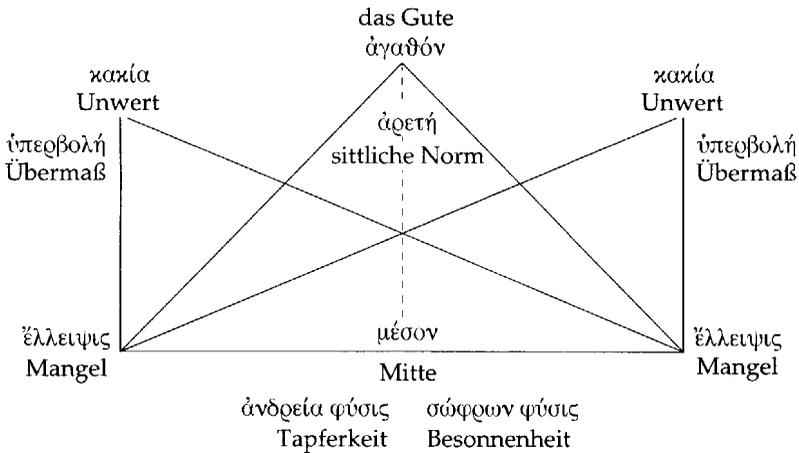
1. A. von Thimus, Die harmonikale Symbolik des Altertums, Bd. 1, Köln 1868 (Reprint Hildesheim 1972)



was man sonst gewöhnlich als ein Gut ansehe; enttäuscht seien sie aber gegangen, als von Zahlen, Geometrie und Astrologie die Rede war und Platon schließlich das Gute als das Eine bestimmte.²

Es ist nicht strittig, daß es eine Vorlesung Platons dieser Art gab; weiterhin umstritten ist freilich ihr Verhältnis zu den Dialogen. Der Forschung gelang es jedoch vor allem in den letzten Jahrzehnten, beginnend mit dem bahnbrechenden Werk von H. J. Krämer,³ das wiederum auf den Untersuchungen von Julius Stenzel⁴ beruht, den Inhalt dieser Vorlesung im wesentlichen zu erschließen; sie enthielt die Ontologie und Prinzipienlehre Platons.

In dem genannten Werk ging Krämer zunächst den Spuren dieser Prinzipienlehre in den Dialogen nach und fand dabei folgendes Schema:



-
2. Die Quellen zur "ungeschriebenen Lehre" entstammen zum Teil sehr entlegenen Autoren; sie sind aber übersichtlich zusammengestellt bei Konrad Gaiser, *Platons ungeschriebene Lehre*, Stuttgart (Klett) 1963 (2. Aufl. 1968). Deshalb wird statt der Originalquelle hier jeweils die Nummer des Fragments im Anhang bei Gaiser angegeben. Der hier zitierte Bericht (Aristoxenus, Gaiser Nr. 7) geht auf Aristoteles selbst zurück.
 3. Hans Joachim Krämer, *Arete bei Platon und Aristoteles*, Heidelberg (Winter) 1959
 4. Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles, 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1933 (Neudruck Darmstadt (Wissensch. Buchg.) 1959)

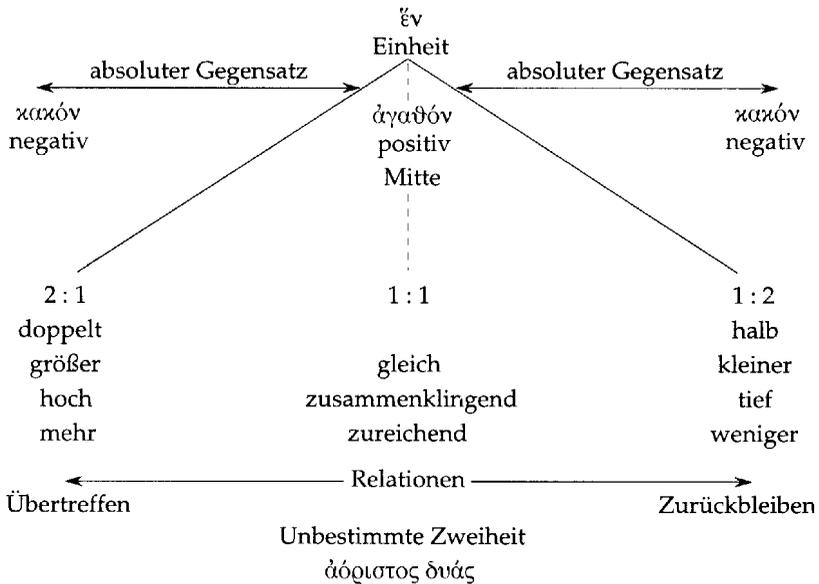
Zwei ethische Grundhaltungen, in diesem Beispiel Tapferkeit und Besonnenheit, verhalten sich komplementär zueinander, insofern Tapferkeit ohne Besonnenheit zu Draufgängertum und Tollkühnheit wird, Besonnenheit ohne Beherrztheit sich als Zauderei und im Extremfall als Feigheit erweist. Das Übermaß des einen Wertes bei völligem Mangel des anderen muß demnach als das Gegenteil der geforderten sittlichen Haltung gelten. Wenn die Tapferkeit auch das Element der Besonnenheit enthält und vice versa ebenso, wenn also keine der beiden Grundhaltungen im Extrem vorliegt und sie sich in ausgewogener "Mischung" miteinander verbinden, zeichnet sich diese Kombination als "Mitte" zwischen den Extremen positiv aus; sie hat als die geforderte sittliche Norm (Arete) zu gelten.

Es ist hier nicht der Ort, auf Platons Ontologie im allgemeinen einzugehen; es seien nur die Punkte herausgegriffen, die sie in besondere Nähe zu Struktur des Lambdaoma bringen. - Es geht darum, drei Bereiche der Wirklichkeit auf ihre letzten Prinzipien zurückzuführen. Beim räumlich Ausgedehnten gelingt das dadurch, daß es über die geometrischen Körper, deren begrenzende Flächen und Linien auf die Zahlen zurückgeführt wird; deren letztes Prinzip wird als "Einheit" bestimmt, da ja jede Zahl für sich genommen ein Eines und Ganzes ist. Auch die begrifflich faßbaren Dinge wie "Pferd" oder "Mensch" sind durch die hinter ihnen stehenden Ideen zur Einheit zusammengefaßt, so daß auch als deren Prinzip das Eine zu gelten hat.

Es bleibt noch der Bereich des Qualitativen. Diesem nähert sich Platon nach Ausweis der Fragmente dadurch, daß er zunächst Gegensätze und Relationen unterscheidet. Gegensätze wie ruhend - bewegt, gerade - krumm, gesund - krank, naturgemäß - naturwidrig schließen sich gegenseitig aus und haben kein Mittelglied. Relationen wie rechts - links, doppelt - halb, größer - kleiner, hoch - tief bedingen einander; denn rechts gibt es nur, wenn es auch links gibt, das Doppelte nur, wenn es auch die Hälfte davon gibt, und das Größere ist immer größer gegenüber einem kleineren. Diese Paare haben ferner einen Mittelbegriff: zwischen dem Größeren und Kleineren liegt das Gleiche, zwischen mehr und weniger das Zureichende und zwischen hoch und tief das Zusammenklingende.

Nun geht es darum, für diese Klassen von Begriffen übergeordnete Gattungsbegriffe zu finden. Dabei lassen sich die Gegensätze auf die Kategorien gleich - ungleich zurückführen; denn das Gerade z. B. ist stets mit sich selbst gleich, während das Krumme "das Mehr und Weniger aufnimmt", d. h. in ungleicher Weise als mehr oder weniger krumm

erscheint. Das Gleiche wiederum ist eine Form der Einheit, so daß sich für das eine Glied der Gegensätze die Einheit als oberster Begriff erweist. Das Ungleiche dagegen versteht sich im Sinne von "Übertreffen" und "Zurückbleiben"; der diesem Paar übergeordnete Begriff ist die "Unbestimmte Zweiheit" (ἀόριστος δυάς).

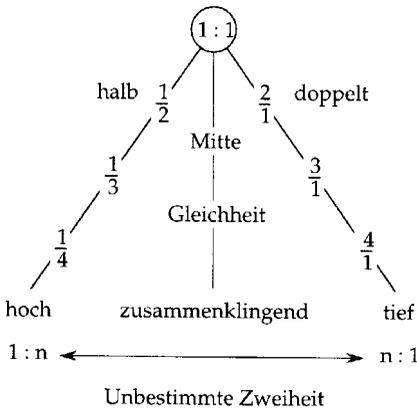


Aber auch bei den relationalen Paaren spricht man von einem Mehr - Weniger im Sinne von Übertreffen und Zurückbleiben, die unter dem Begriff der Unbestimmten Zweiheit zusammengefaßt sind, während ihre Mitte, die zuvor schon als das Gleiche bezeichnet wurde, dem Oberbegriff der Einheit zugeordnet ist. Somit erweisen sich Einheit und Unbestimmte Zweiheit als die letzten Prinzipien des qualitativen Seins. Das Verhältnis von Gegensätzen und Relationen ist nun offenbar so zu denken, daß jeweils das eine Glied eines Gegensatzes ein relationales Paar im Sinne eines Mehr - Weniger oder Größer - Kleiner ist, während das andere Glied, das als das Gleiche und Eine bestimmt wurde, der Mitte zwischen relationalen Paaren entspricht. Damit ergibt sich zwischen der

Mitte und den Extremen der absolute Gegensatz von Einheit und Vielheit und - im Falle von Wertbegriffen - von gut und schlecht.⁵

Man sieht die Ähnlichkeit zwischen dieser kategorialen Rückführung der Welt des qualitativen Seins auf ihre obersten Prinzipien mit dem aus den Dialogen erarbeiteten Schema der Mitte als Norm sittlichen Verhaltens zwischen den Extremhaltungen, die als Unwert gelten; ist doch unter den Gegensätzen auch das Paar “gut” und “schlecht” zu finden.

Doch fällt auch eine Ähnlichkeit mit dem Lambdoma auf. Denn zu den unter den Relationen genannten Beispielen gehört nicht nur das Doppelte und Halbe, sondern auch Drittel und Dreifaches, Viertel und Vierfaches, die ebenso als Manifestationen der Unbestimmten Zweiheit angesehen werden.⁶ Diese erweist sich damit in ihrer zahlhaften Erscheinungsform als ein Prinzip fortschreitender Polarisierung zwischen



einer stets kleiner und einer stets größer werdenden Seite. Das “Gleiche” in der Mitte zwischen diesem zahlenmäßigen Mehr und Weniger ist dann aber logischerweise das Verhältnis der Gleichheit $n : n$ oder $1 : 1$. Nimmt man noch hinzu, daß auch das Hohe ($\tau\omicron\ \delta\acute{\epsilon}\xi\upsilon$) und das Tiefe ($\tau\omicron\ \beta\alpha\theta\acute{\upsilon}$) mit der Mitte des “Zusammenklingenden” ($\tau\omicron\ \sigma\acute{\upsilon}\mu\phi\omega\nu\nu\omicron\nu$) gehören, läßt sich die Unbestimmte Zweiheit Platons mit dem polaren Paar von Ober- und Untertonreihe vergleichen, während der Gleichheit der Mitte die Zeugertonlinie entspricht.

5. Die Darstellung von Platons Lehre wurde in Anlehnung an den zusammenfassenden Bericht bei Sextus Empiricus (Gaiser Nr. 32) gegeben. Das Diagramm folgt im wesentlichen den Interpretationen Krämers.
 6. Alexander von Aphrodisias, Gaiser Nr. 22B

Hans Kayser sah in den Strukturelementen des Lambdoma “harmonikale Wertformen”, die für ihn eine umfassende Bedeutung hatten, waren sie ihm doch “Prototypen” allgemeiner Formen oder Prinzipien unserer Anschauung und unseres Denkens. Zur Polarität von Ober- und Untertonreihe, von Dur und Moll, sah er als Analoga das Einatmen und Ausatmen, Ausdehnung und Zusammenziehung, das Extensive und Intensive, Divergenz ($\rightarrow \infty$) und Konvergenz ($\rightarrow 0$) an. Er ordnete sie unter die “harmonikalen Inversionen” als die Wertform “Bezugsbeginn” ein.⁷ Die Beispiele, die Kayser dafür findet, sind andere als diejenigen, die meist für Platons Prinzip des Großen und Kleinen genannt werden; im allgemeinen Charakter als relationale Paare freilich sowie in ihrer zahlhaften Gestalt und ihrer Verbindung zum Bereich der Töne stimmen sie durchaus überein.

Platons Zahlbegriff

Für die weiteren Betrachtungen ist es nützlich, sich darüber klar zu werden, welchen Zahlbegriff Platon verwendet hat.

1. Schon lange hat man bemerkt, daß Zahl für Platon $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$, d. h. Verhältnis ist.⁸ Schon allein dies rückt sein Zahlverständnis in die Nähe des harmonikalen Zahlbegriffs. Mit “Ton” meint man in der Harmonik die Tonstufe oder das Intervall; in jedem Fall beruht die *Tonzahl* auf einem Vergleich der Schwingungszahlen zweier Einzeltöne und ist deshalb prinzipiell ein *Zahlverhältnis*.

2. Zwei ist die kleinste Zahl und in ihr erst entstehen auch die beiden Einsen, “aus Ungleichem, indem sie gleichgemacht werden”, wie Aristoteles⁹ überliefert. In der Zwei liegt offenbar das Verhältnis der Identität 1 : 1 als erste zahlhafte Relation vor, während in der Einheit schlechthin keine Relation enthalten ist und sie deshalb auch nicht Zahl sein kann, da Zahl eben Relation, d. h. Verhältnis ist.

Auch die Tonzahlen beginnen in der Ordnung des Lambdoma beim Zeugerton mit dem Verhältnis 1 : 1; denn als Grundton ist er seinem

7. Lehrbuch der Harmonik, S. 54 f.; Grundriß eines Systems der harmonikalen Wertformen, S. 213 f.

8. Otto Toeplitz, Das Verhältnis von Mathematik und Ideenlehre bei Plato, in: Zur Geschichte der griechischen Mathematik, Darmstadt (Wissensch. Buchges.) 1965, S.51; 52; 59. Julius Stenzel stimmte ihm damals zu. (S. 147 ff.)

9. Metaphysik 1081a21-25 (Gaiser Nr.60)

Wesen nach nicht von den anderen Tönen unterschieden, und daher kann ihm keine einfache Eins, sondern nur das Verhältnis 1 : 1 zugeordnet werden. Dem Einzelton kommt keine tonale Qualität zu; zur Stufe der Prim wird er erst, wenn er als mit sich selbst identisch festgehalten wird, wenn also zwei Momente an ihm unterschieden und einander gleichgesetzt werden. Bei der Darstellung der Tonzahlen am Monochord setzt also die Primstufe bereits die Teilung der Saite in zwei gleiche Hälften voraus, so wie nach Aristoteles die beiden Einsen erst in der Zahl Zwei durch "Gleichmachen" des Ungleichen entstehen.

3. Nach Aristoteles sind Platons Zahlen inkompatibel (ἀσύμβλητοι), d.h. man kann mit ihnen nicht rechnen, sie gehen nicht in mathematische Operationen ein.¹⁰ Zahlen sind eben nicht Größen, sondern stellen Beziehungen her; schließlich sollen sie die Beziehungen in der Ordnung der Ideen beschreiben. Aristoteles polemisiert gegen diesen Zahlbegriff und witzelt: Wenn die Vier z. B. die Zahl des Pferdes ist, so müßte der Mensch ein Teil des Pferdes sein, wenn Zwei der Mensch ist.¹¹

Auch die Tonzahlen sind in gewisser Weise inkompatibel. Abgesehen davon, daß es bei einer Addition von Bruchzahlen erst eines besonderen Algorithmus bedarf, wäre sie bei Tonzahlen auch sinnlos; denn daß die Quint um eine Kleinterz "größer" ist als die Großterz, ist irrelevant gegenüber der Tatsache, daß die hier auftretenden Verhältniszahlen je für sich eine besondere Tonqualität bezeichnen. Allenfalls kann man sie multiplizieren, aber auch wieder nicht im Sinne von Größen; die beiden Terzen lassen sich nicht dadurch definieren, daß man sagt, sie sind ein bestimmter "Teil" einer Quint, da sie eben nicht Teil, sondern selbst ein Ganzes von bestimmter Eigenart sind. Und wenn man zwei Quinten miteinander verbindet, erhält man die Tonstufe der großen Sekund, die "kleiner" ist als eine Quint, allerdings in der höheren Oktav. Solche Beziehungen sind nicht auf die Kategorie der Größe zu reduzieren. Tonzahlen wie Ideenzahlen beschreiben strukturelle Beziehungen zwischen Tönen bzw. Ideen, sie stellen aber keine "Größe" dar.

4. Wie Ideen sind auch die Ideenzahlen Gestaltganzheiten und daher unteilbar. Drei ist *eine* Dreiheit und Vier *eine* Vierheit, wie es schon die griechische Zahlwortbildung (ἡ τριὰς, τετραὰς ...) nahelegt. Für die Zahlvorstellung der Alten muß man etwa an die Zahlbilder auf dem Würfel denken oder an die regulären Vielecke. Hier ist es auch so, daß ein Drei-

10. Metaph. 1083a34 (Gaiser Nr.56). Natürlich rechnete Platon auch, aber die Ideenzahl wird von der mathematischen Zahl grundsätzlich getrennt und anders behandelt.

11. Metaph. 1084a23 ff.

eck nicht ein halbiertes Sechseck ist, sondern eine Kreisteilung eigener Art mit ganz anderen Symmetrieeigenschaften. Jede Zahl ist wörtlich ein Individuum, ein Unteilbares, mit je besonderen strukturellen Eigenschaften; so hat die Vier zwei gleiche Summanden, die zugleich ihre Faktoren sind. Diese innere Ausgewogenheit machte sie für die Pythagoreer zu einem vollkommenen Ausdruck für "Gerechtigkeit". Im Altertum suchte man gerade nach diesen besonderen Zahleigenschaften; an der Zahl Sechs z. B. war bedeutsam, daß sie die kleinste der "vollkommenen" Zahlen ist, d. h. ihre Primfaktoren einschließlich der Eins sind zugleich ihre Summanden. Demgegenüber besteht Aristoteles ähnlich unserer heutigen Auffassung darauf, daß sich Zahlen nur durch die Anzahl ihrer Einsen unterscheiden; er leugnet strukturelle und qualitative Unterschiede und wird damit Platons Zahlbegriff nicht gerecht.

Nach Platon "fallen die Zahlen unter das Eine"¹², d. h. sie sind nicht einfach als Vielzahl ("Menge") von Einsen zu verstehen, sondern sind ihrerseits Einheiten und in sich strukturierte Ganzheiten. Ihre strukturell-qualitativen Eigenschaften machen sie erst zu einem Analogon der Ideen. So lassen sich auch die Tonzahlen nicht als Anhäufung von Einheiten verstehen, sondern sind durch die zugeordnete Tonqualität ebenfalls als Gestaltganzheiten aufzufassen, also im eigentlichen Sinne "unteilbar". Eine "halbe Quint" ist ein sinnloser Ausdruck, und teilt man sie in zwei gleich große Intervalle, haben sie mit einer Quint nicht das geringste mehr zu tun, sind also auch nicht deren "Hälften". Man sieht, die Tonzahl, wie sie die Harmonik versteht, hat mehr mit der Ideenzahl Platons gemein als mit dem Zahlbegriff des Aristoteles, der im wesentlichen auch derjenige der Mathematik ist.

Die Ableitung der Zahlen aus den Prinzipien

Die Zahlen entstehen nach Platon aus den beiden Prinzipien Einheit und Unbestimmte Zweiheit, wobei Einzelheiten dieser ihrer Entstehungsweise bis heute in der Forschung strittig sind.

Von dem Neuplatoniker Porphyrius stammt ein anschauliches Beispiel: *"Es sei angenommen eine bestimmte Größe, z. B. eine Elle; würden wir bei deren Halbierung die eine Hälfte ungeteilt lassen, die andere Stück für Stück weiter teilen und der ungeteilten Hälfte hinzufügen, so entstünden zwei Teile der Elle, einer, der zum Kleineren, ein anderer, der zum Grö-*

12. Sextus Empiricus, Gaiser Nr. 32, S. 499

βeren unendlich fortschreitet...“ Die unaufhörliche Teilung dieser Art zeige, daß in der Elle ein Unendliches zum Kleinen und ein Unendliches zum Großen hin liegen. “Hierin sieht man aber die Unbestimmte Zweiheit, die aus der Einheit zum Großen und der Einheit zum Kleinen zusammengesetzt ist. Und zwar liegt dieser Sachverhalt sowohl den zusammenhängenden Körpern als den Zahlen zugrunde.”¹³

Es ist sicher kein Zufall, daß Porphyrius die Teilung der Elle mit ihrer Halbierung beginnt. Denn die ungleichen Hälften des Großen und Kleinen, wie sie in der Unbestimmten Zweiheit, dem relationalen Paar, sonst vorliegen, werden so einander gleich gemacht, und damit entspricht die Halbierung der Zwei als kleinster Zahl, in der nach Aristoteles zwei Einsen entstehen *“aus Ungleichem, indem sie gleich gemacht werden.”* Nun fordert Aristoteles einen methodischen Schritt von einer Zahl zur nächsten, da die Zahlen der Reihe nach entstehen *“wie man sagt Zwei, Drei, Vier...”*, wie es an derselben Stelle heißt.

Die Quellen geben übereinstimmend an, in der Zwei liege das Doppelte und Halbe und damit eben die Unbestimmte Zweiheit, allerdings bereits in zahlhaft bestimmter Weise. Die Unbestimmte Zweiheit aber wirkt teilend, *“zweimachend”* (δυοποιός, δύο γεννώση) wie es heißt,¹⁴ offenbar in dem Sinn, in dem Porphyrius das Kontinuum der Strecke immer weiter teilt. Das Eine dagegen wirkt *“begrenzend”*, bestimmend: es holt das unbestimmte Mehr - Weniger in die Bestimmtheit eines Zahlverhältnisses zurück, einer in zahlhafter Weise gegliederten Ganzheit. So ist die Zwei - als Halbierung der Strecke - das aus zwei Teileinheiten bestehende Strukturganze, der Logos 1 : 1, das Verhältnis der Identität.

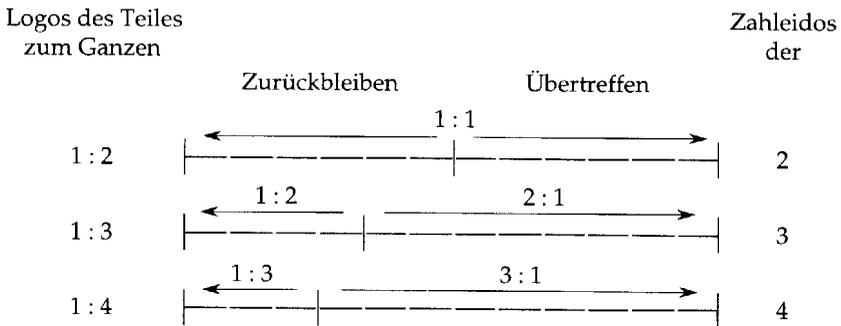
Wenn in den Quellen immer wieder gesagt wird, daß in der Zahl Zwei die Unbestimmte Zweiheit in der Form des Doppelten und Halben vorliege, so müßte damit das Verhältnis des Ganzen zum Teil gemeint sein. Das aber fügt sich schlecht zu jener Reihe, in der doppelt und halb neben hoch und tief, groß und klein als Beispiel für ein relationales Paar genannt wird. Denn wie das Große auf das Kleine bezogen ist und das Hohe höher als das Tiefe ist und umgekehrt, so auch ist das Doppelte dort als das Doppelte des Halben zu verstehen und das Halbe als die Hälfte des Doppelten. Beide Verhältnisse stehen also gleichwertig einander gegenüber, während in der Mitte zwischen beiden Polen das *“Gleiche”* erscheint, sinngemäß also als 1 : 1 zwischen den Zahlverhältnissen 1 : 2 und 2 : 1. Nun heißt es aber, daß in der Zwei die beiden Einsen

13. Gaiser Nr. 23B, S. 482, Übersetzung J. Stenzel S. 64 f.

14. vgl. Stenzel S. 48 ff. und bes. S. 53

gleich seien; das Verhältnis 1 : 1 ist daher eher als der in der Zahlgestalt der Zwei vorliegende Logos der Identität aufzufassen.

Doppelt und Halb sind in der Zwei allenfalls potentiell als Verhältnis des Teileinen zum Ganzen und umgekehrt vorweggenommen; erst wenn die Unbestimmte Zweiheit erneut teilend eingreift, wird die Strecke so geteilt, daß die Unbestimmte Zweiheit von der vorausliegenden Zahlgestalt der Zwei her bestimmt sich nunmehr als Halbes und Doppeltes zeigt. Man darf die Aussage der Quellen also nicht statisch interpretieren, sondern dynamisch: Erst im Weiterschreiten, wenn das Prinzip der "Teilung", das ja eigentlich das Prinzip der Verhältnisbildung ist, von neuem wirksam geworden ist, manifestiert sich die Zweiheit als der Logos, das bestimmte Verhältnis des Doppelten und Halben. Damit aber ist die Einheit der Zahlgestalt verloren gegangen, hat sich in zwei ungleiche Teile aufgespalten, so daß nun im Gegenzug wiederum die Einheit eingreifen und die beiden Seiten zu einem Ganzen zusammenfassen muß, und zwar diesmal zur Zahlgestalt der Drei. Denn um das Verhältnis 1 : 2 bzw. 2 : 1 darstellen zu können, sind eben bereits drei Einheiten nötig.



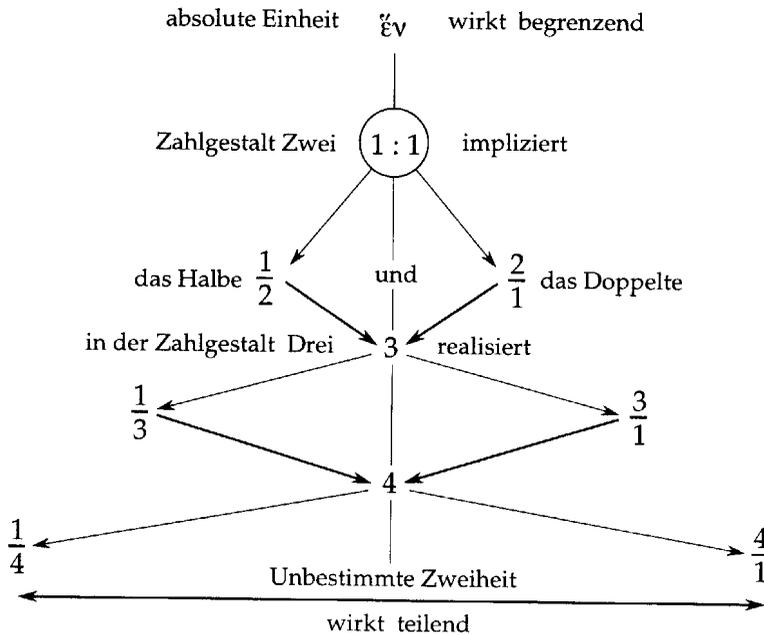
Unmittelbar anschaulich wird der Vorgang, wenn man sich statt der "Elle" des Porphyrius eine Monochordsaite vorstellt. Bei ihrer Halbierung entstehen zwei gleiche Töne oder als Intervall die Prim. Es liegt nahe, nach dem Intervall zu fragen, das dem Verhältnis des Teiles zum Ganzen entspricht. Bleibt man dabei im Prinzipiellen, nimmt man also das Monochord wörtlich als "Einsaiter", so muß nun eine neue Teilung

der Saite vollzogen werden; erst wenn sie in drei gleiche Teile geteilt ist, läßt sich das Oktavverhältnis 1 : 2 bzw. 2 : 1 tatsächlich darstellen. So entstehen die Zahlen „*der Reihe nach*“, wie es nach Aristoteles offenbar gefordert ist; sie entstehen ferner im Zusammenwirken der beiden Prinzipien Einheit und Unbestimmte Zweiheit, wie es die Quellen nahelegen, aber nicht so, daß jede Zahl statisch die beiden Prinzipien in sich enthielte, sondern so, daß deren dynamisches Wechselspiel von Zahl zu Zahl weiterdrängt. - Diese Deutung widerspricht den Quellen nicht, interpretiert sie aber in diesem einen Punkt schärfer als man es bisher getan hat; sie widerspricht auch der modernen Platonforschung nicht, sondern versucht nur, eine bisher offengebliebene Lücke zu schließen.¹⁵

Vor allem zeigt sich hier die enge Verwandtschaft zwischen Platons Herleitung der Zahlen aus den Prinzipien und der Teilung der Saite, wie sie dann zum Aufbau der Teiltonkoordinaten und des Lambdoma führt. Das Diagramm auf der folgenden Seite zeigt den Zusammenhang schematisch auf.

Der Unbestimmten Zweiheit als dem Prinzip der Relationalität entspricht die Polarität der stets weiter auseinanderlaufenden ersten Ober- und Untertonreihe, während die Einheit durch ihre „begrenzende“ Wirkung die immer ungleicher werdenden „Teile“ zu einer jeweils neuen Zahlgestalt zusammenschließt.

15. H. J. Krämer meint, die Ableitung der Zahlen sei in der Akademie nicht konsequent durchgeführt worden. (S. 255). In der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Aufsatzband 'Das Problem der ungeschriebenen Lehre Platons' (Wissensch. Buchg. Darmstadt 1972) schreibt auch J. Wippert (S. XXII ff.): *„Infolge sehr lückenhafter und unklarer Berichterstattung unserer antiken Gewährsleute hat sich bedauerlicherweise gerade der erste Derivationsschritt, die ‚Erzeugung‘ der zehn Idealzahlen aus den Prinzipien, trotz zahlreicher Bemühungen bisher nicht eindeutig rekonstruieren lassen.“* Er gibt dann der Vermutung statt, *„daß Platon gerade bei diesem ersten Schritt in περὶ τοῦ ἀγαθοῦ nur allgemein das Problem einer Ableitung der Idealzahlen aufgestellt habe, ohne selbst schon im Besitz einer zureichenden Lösung zu sein.“* - Das leuchtet bei einer Frage von solcher Wichtigkeit nicht recht ein; denn immerhin sagt Aristoteles, wenn die Ideen nicht Zahlen sind, könne es sie gar nicht geben; denn aus welchen Prinzipien sollten sie denn bestehen, wenn nicht aus Einheit und Unbestimmter Zweiheit, die aber die Prinzipien der Zahlen seien (Metaph. 1081a12, Gaiser Nr. 60). Die Zahlbildung aus den Prinzipien ist nicht nur aufs engste mit der Ideenlehre verbunden, sondern sogar der Modellfall für den Zusammenhang der Ideen und deren Ableitung aus den Prinzipien. Es wäre daher sehr merkwürdig, wenn Platon darüber keine klaren Vorstellungen gehabt hätte.

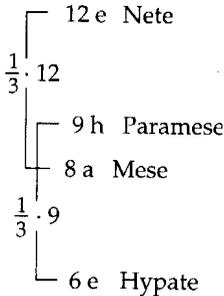


Doch ist weder bei Porphyrius die Rede vom Monochord, noch wird sonst in den Quellen die Zahlentstehung zu den Proportionen der Musik in Beziehung gesetzt. Die Frage ist also, ob die hier aufgezeigte Beziehung eigentlich zulässig ist. Abgesehen davon, daß man Verhältniszahlen - im "pythagoreischen" Umfeld zumal - wohl immer auch als Tonverhältnisse sehen konnte, gibt es einige deutliche Hinweise darauf, daß diese Sicht nicht falsch ist. So weist Sextus am Ende seines ausführlichen Berichts über Platons Ontologie ausdrücklich darauf hin, daß der Kosmos von Harmonie durchwaltet sei, die sich ihrerseits an die Zahlen halte, um darauf diese Harmonie unter Angabe der Zahlverhältnisse als die in Quart und Quint geteilte Oktav zu bestimmen.¹⁶

Ferner ist bei Plutarch ein Aristoteles-Fragment überliefert, in dem dieser von der Harmonie sagt:¹⁷ *“Die Harmonie ist himmlischer Art, sie hat eine göttliche, schöne und wunderbare Natur; ihrem Vermögen nach viergliedrig hat sie zwei Mittel, ein arithmetisches und ein harmonisches,*

16. Gaiser Nr. 32, S. 502

und ihre Teile, Größen und Überschüsse treten hervor gemäß der Zahl und dem Gleichmaß; denn in zwei Tetrachorden sind die Melodien angeordnet. Soweit (seine) ausdrücklichen Worte. Ihr Leib aber; sagt er, bestehe aus ungleichen Teilen, die gleichwohl gegeneinander zusammenklingen, aber auch ihre Mittelglieder klingen in einem zahlhaften Verhältnis zusammen.



... Um dieselben Überschüsse übertreffen und werden übertroffen die Teile der Harmonie von den Teilen und die Mittelglieder von den Mittelgliedern gemäß des in den Zahlen liegenden Überschusses und gemäß der geometrischen Struktur. Aristoteles zeigt auf, daß diese Strukturen sich solcherart verhalten, daß die Nete die Mese um den dritten Teil ihrer selbst übertrifft, die Hypate aber von der Paramese in derselben Weise übertroffen wird; so gehören die Überschüsse zum Relationalen; um dieselben Teile nämlich übertreffen sie und werden sie übertroffen.”

Damit wird die Harmonie dem Relativen, dem Übertreffen und Übertroffenwerden und also letztlich der Unbestimmten Zweiheit zugeordnet. Die Terminologie ist ausgesprochen platonisch, und insofern ist es durchaus erlaubt, die Zahlbildung aus den Prinzipien mit musikalischen Verhältnissen in Verbindung zu bringen. Außerdem tritt die Unbestimmte Zweiheit in ihrer zahlhaft bestimmten Form nicht nur als das n-fache und der n. Teil auf, sondern auch die Proportionen von Quint 2 : 3 und Quart 3 : 4 gehören offenbar dazu.

Eine weitere Stelle bei Aristoteles fügt sich gut in diesen Zusammenhang. Er klassifiziert einmal die Zahlverhältnisse, wobei zu beachten ist, daß der mathematische Terminus “im Verhältnis zu” ($\pi\rho\acute{o}\varsigma\ \tau\iota$) Auch allgemein die Kategorie des Relationalen bezeichnet, die unter den Begriff der Unbestimmten Zweiheit fällt. Nach Aristoteles gibt es folgende Klassen von Verhältnissen:¹⁸

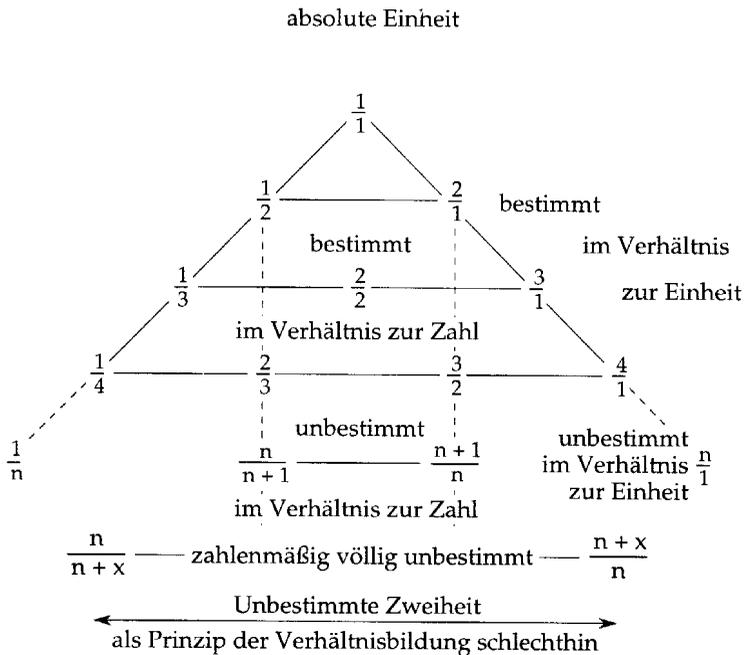
17. Gaiser Nr.35c. Gaiser kommentiert (S.509): “Dieses Aristoteles-Fragment stimmt mit anderen Reflexen der platonischen Lehre so deutlich überein, daß die gemeinsame Herkunft aus der platonischen Schule kaum zu bezweifeln ist.”

18. Gaiser Nr.35b; die Stelle wurde von J. Stenzel (S.163) interpretiert.

- | | |
|-----------------------------------|----------------------------------|
| 1. im Verhältnis zum Einen | a) bestimmt, z.B. 2 : 1 |
| | b) unbestimmt, z. B. n : 1 |
| 2. im Verhältnis zur Zahl | a) bestimmt, z. B. 3 : 2. |
| | b) unbestimmt, z. B. (n + 1) : n |
| 3. zahlenmäßig völlig unbestimmt, | z. B. (n + x) : n |

Das Diagramm unten zeigt die Anordnung dieser Zahlenklassen im Lambdoma.

Es zwingt zwar nichts dazu, die Zahlenklassen des Aristoteles so anzuordnen, aber es zeigt sich doch ein sinnvoller Zusammenhang. Außer der ersten Obertonreihe tritt die Parallele zur Zeugertonlinie hervor, die sich dadurch auszeichnet, daß sie die eigentlich musikalischen Intervalle enthält; nach der Regel des Archytas von Tarent müssen diese die Form: (n + 1) : n haben. Die letzte Gruppe der "völlig unbestimmten" Verhältnisse deutet zudem die Fortsetzbarkeit der Reihen ins Unendliche an. Gemäß dem Wesen des "Verhältnismäßigen", wie es sonst beschrieben wird, darf man ferner die spiegelbildliche Ergänzung, also die Proportionen < 1, hinzufügen. So zeigt sich erneut eine Strukturparallele zum Lambdoma.



Tonzahl und Ideenordnung

Nach Platon sind die Dinge, was sie sind, durch "Teilhabe" an ihrer Idee. So ist etwa ein Pferd nicht nur deshalb Pferd, weil es von Pferdeeltern abstammt, sondern letztlich deshalb, weil es an der Idee der "Pferdheit" teil hat, weil es eine konkrete Verwirklichung der nur mit dem geistigen Auge erschaubaren (ἰδέα von ἰδεῖν : sehen, schauen) Idee des Pferdes ist.

Die Ideen stehen untereinander in einer strengen Ordnung nach Gattung und Art. Ein oberster Gattungsbegriff (γένος) gliedert sich in Arten und Unterarten (εἶδη) bis zu einem nicht weiter aufteilbaren letzten Artbegriff (ἄτομον εἶδος). Eine solche von einem Oberbegriff ausgehende Teilung oder "Aufspaltung" bezeichnet man als "Dihairesis". Umgekehrt sind mehrere Arten im übergeordneten γένος geeint, es ist Einheit einer Vielheit von Arten. Wie die Arten im γένος als ihrer Einheit zusammengefaßt sind, so fallen auch die Zahlen unter den Begriff der Einheit; denn als Zahlgestalten (εἶδος : Gestalt) läßt sich von ihnen allen aussagen, daß sie Einheiten sind; ihr Oberbegriff ist also die Einheit selbst. Das Verhältnis der Zahlen untereinander und zur Einheit ist für Platon offenbar sogar das Muster gewesen für die vielfältigen Beziehungen von Arten und Gattungen, wie sie in der Ideenordnung herrschen, bis zu einer obersten Einheit hinauf. Wie man längst erkannt hat,¹⁹ lehnte sich die Dihairesis der Ideen an die Ableitung der Zahlen aus Einheit und Unbestimmter Zweiheit an. Drückt doch der Begriff des Logos die auf Ähnlichkeiten beruhende begrifflich-"logische" Definition einer Sache ebenso aus wie er im mathematischen Sinn "Verhältnis" oder "Verhältniszahl" bedeutet.

Kriterien für die Ordnung der Ideen sind Gleichheit - Verschiedenheit, Selbigkeit - Andersheit, Ähnlichkeit - Unähnlichkeit. Auch dafür liefern Zahl und Mathematik die genauesten Vorbilder: Gleichheit erscheint hier als präzise mathematische Gleichheit, Selbigkeit und Andersheit als das Verhältnis (der λόγος) der Identität $n : n$ und Diversität $x : y$, Ähnlichkeit dagegen als Analogie im strengen Sinn, d. h. als Proportion $a : b = c : d$. Gleichheit, Selbigkeit und Ähnlichkeit sind dabei Auswirkungen des ersten Prinzips der Einheit, Unähnlichkeit, Andersheit und Verschiedenheit dagegen sind unschwer als Varianten des zweiten Prinzips, der Unbestimmten Zweiheit, zu erkennen.

19. Insbesondere hat J. Stenzel nachdrücklich darauf hingewiesen;vgl. dort bes. S.11 - 23; 149 ff.; 161; 165

Nach Aristoteles²⁰ gibt es mehrere Arten von Einheit: der Zahl nach, der Art nach (da der Artbegriff [λόγος !]viele Individuen zu einer Einheit zusammenfaßt), der Gattung und der Analogie nach. Eins der Gattung nach wird dabei definiert als das, wovon es dieselbe Form der Aussage gibt, also das, was unter gleichem Prädikat zusammengefaßt werden kann. Einheit der Analogie nach besteht für das, *“was sich verhält wie ein anderes zu einem anderen.”* Art- und Gattungsbegriff stehen hier in einer Reihe mit dem aus der Mathematik stammenden Analogiebegriff. Ist die Einzelidee Einheit in der Vielfalt der Erscheinungen, so ist die Gattung wiederum Einheit der unter sie fallenden Arten. Der allgemeinste Fall von Einheit in der Vielheit ist die Analogie im strengen Sinn von Verhältnisgleichheit.

Neben anderen bildhaften Begriffen für die Einheit unter Ideen wie *“Freundschaft”* oder *“Eintracht”* verwendet Platon auch Begriffe aus dem musikalischen Bereich wie *“zusammenklingend und zusammenstimmend”* (σύμφωνα καὶ σύμμετρα) oder ἁρμονία was wörtlich *“Fügung”* bedeutet. Es darf deshalb vermutet werden, daß das Proportionsgefüge der musikalischen Hauptharmonie, also der von Quart und Quint unterteilten Oktav, das Vorbild für die *“Einheit der Analogie nach”* gewesen ist. Zwei relationale Paare werden durch die Verhältnisgleichheit zu einem übergeordneten Ganzen verbunden und damit wird ebenfalls Einheit hergestellt:

$$\begin{array}{ccccccc} \text{Hypate} & & \text{Mese} & & \text{Paramese} & & \text{Nete} \\ 6 & : & 8 & = & 9 & : & 12 \end{array}$$

Schließlich heißt es im *“Timäus”*, die geometrische Proportion sei *“das schönste aller Bänder, welches das Verbundene und sich selbst so viel wie möglich zu einem macht.”*²¹

Wirft man wieder einen Blick auf das Lambdoma, ist die Bedeutung der geometrischen Proportion darin nicht zu verkennen: Symmetrisch zur Zeugertonlinie liegende Wertepaare (a; b) bilden mit der Einheit der Mitte zusammen jeweils eine geometrische Proportion $a : \frac{1}{1} = \frac{1}{1} : b$. Die musikalische Hauptharmonie erscheint in den vier Werten der vierten Zeile, allerdings auf vier Oktaven auseinandergezogen

$$\frac{1}{4} c,, : \frac{2}{3} f, = \frac{3}{2} g : \frac{4}{1} c''$$

20. Metaphysik 1016b32, Gaiser Nr. 35a; vgl. dazu Stenzel S. 156 ff.
21. Timäus 31c f.

Platon ging aber noch einen Schritt weiter; denn er hat offenbar die Ideen den Zahlen geradezu gleichgesetzt. Aufgrund seiner eigenen Beispiele meinte man, die Zahl der Zwischenglieder bei einer Dihairesis bestimme die Zahl des letzten Gliedes, doch ist die Zahlordnung der Ideen wohl komplizierter. Allgemein aber läßt sich sagen, daß der genaue Ort einer Idee im System zahlbestimmt ist, und damit diese Zahl die Idee selbst *ist*, da ihre Position innerhalb der Gesamtordnung das Wesen der Idee ausmacht.

Nun sah Hans Kayser im Hinblick auf das Lambdoma in den Tonzahlen "Seinswerte", was ja nichts anderes bedeutet als Ideen. An die Stelle der fortgesetzten Gliederung der Einheit durch das "teilende" Prinzip der Unbestimmten Zweiheit tritt hier die fortgesetzte Differenzierung durch die Polarität von Ober- und Untertonreihe, die, wie schon festgestellt wurde, ein Analogon zum zweiten Prinzip Platons ist. Im übrigen liegt eine gesetzmäßige Ordnung von "Seinswerten" vor, an der man sich die zahlhafte Ordnung der Ideen sehr wohl verdeutlichen kann. Auch im Lambdoma ist jeder Seinswert durch seine zahlbestimmte Lage im System definiert, ja er ist nichts anderes als dieses Zahlverhältnis.

Im Dialog 'Philebos' wird gesagt, der Sprachwissenschaftler müsse nicht nur wissen, daß die Sprache viele Laute habe, sondern er müsse sie alle ihrer Art und Zahl nach kennen und könne nicht einen einzigen Laut wirklich verstehen, ohne sie alle in ihrer Gesamtheit begriffen zu haben. An derselben Stelle wird aber auch von den musikalischen Tönen gesprochen, und beide Beispiele werden durchwegs parallel behandelt.²² Man darf deshalb füglich das von den Lauten Gesagte auf die Töne übertragen, ja dort gilt es mit noch größerem Recht. Denn in der Tat ist der musikalische Ton seinem Wesen nach nichts anderes als zahlgeordnete Beziehung zu anderen Tönen, so daß das Wesen einer Tonstufe erst in ihrer Beziehung zu allen anderen Stufen erkennbar ist. Auch für diesen Begriff eines Systems, in dem ein Einzelobjekt erst aus dem Gesamtzusammenhang heraus verstanden werden kann, dürfte der Bereich der musikalischen Töne und ihrer streng zahlenmäßigen Beziehungen Vorbildlich gewesen sein. So kann man schließlich die Tonzahl überhaupt als die beste Veranschaulichung von Platons Ideenzahlenlehre heranziehen.

22. Philebos 18c/d

Die absolute Einheit

Soweit Ideen Einheiten sind, fallen sie unter den Gattungsbegriff des Einen. Das Eine faßt damit alle Ideen zusammen, es beinhaltet sie alle, da sie je besondere Fälle von Einheit sind. Ebenso ist aber das Eine auch das alle Zahlen übergreifende Prinzip. Sucht man nach einer harmonikalen Entsprechung dazu, bietet sich das Symbol $\frac{0}{0}$ an.

H.-J. Krämer sagt zum Verhältnis dieses Einen zu den einzelnen Ideen: *“Es hat durch sein Eins-sein direkt, durch seine genau bestimmbare Funktion in der prästabilierten Harmonie des Ideenkosmos mittelbar an der ordnenden Kraft des $\xi\nu$ teil. In ihm ist gleichsam der ganze $\kappa\acute{o}\sigma\mu\omicron\varsigma\ \epsilon\acute{\iota}\delta\omicron\nu\varsigma$ wirksam gegenwärtig, weil sich in ihm alle Bezüge und Verhältnisse des Systems widerspiegeln.”*²³ Diese Aussage läßt sich mühelos auf das Lambdoma übertragen. Die Teiltöne sind individuelle Wesensganzheiten, d. h. Einheiten, und haben daher direkt am Einen $\frac{0}{0}$ als ihrem Grund teil, was durch die Gleichtonlinien zum Ausdruck kommt. Durch ihre genau, d. h. zahlenmäßig bestimmbare Funktion innerhalb der Tonzahlordnung haben sie mittelbar, d. h. durch ihre Position in der Durchdringung von Ober- und Untertonreihen vermittelt, an der ordnenden Kraft der Einheit teil. Interessanterweise spricht Krämer hier von der *“prästabilierten Harmonie des Ideenkosmos”*! In $\frac{0}{0}$ ist ferner das gesamte Gefüge der Tonzahlen repräsentiert, in diesem Punkt *“spiegeln sich alle Bezüge und Verhältnisse”*.

Nun ist die Idee nicht nur Einheit in der Vielfalt der Erscheinungen, sondern auch die werthaft hervorgehobene Mitte in der Streubreite ihrer Verwirklichungen nach dem Mehr und dem Weniger hin. Nur ein gutes Pferd *ist* offenbar im vollen Sinne ein Pferd: Sein und Gutsein, ein Seins- und ein Wertmoment, fallen in der Idee zusammen; sie ist das Wesen eines Dinges und zugleich dessen Arete, dessen Güte im Sinne von Tauglichkeit. Daher hatte Platons ontologische Vorlesung auch den Titel ‘Über das Gute’.

Analog dazu *ist* auch nur eine *reine* Quint im eigentliche Sinne eine Quint; eine verstimmte Quint hat im minderen Grad am Zahlverhältnis als ihrer Idee teil und *ist* daher nicht eigentlich Quint, vor allem ist sie nicht *gute*, d. h. reine Quint. Im Lambdoma verbinden die Gleichtonlinien reine Zahlverhältnisse miteinander; sie sind die Linien der Wesens-

23. S. 139 f.

identität der Teiltöne, und das auch im Sinne ihrer Reinheit und “Gutheit”. Denn durch Intonation bedingte Abweichungen nach oben oder unten lägen nicht auf diesen Linien, die vielmehr die einzelnen Tonwerte in der idealen Reinheit ihrer Zahlenverhältnisse miteinander verbinden. Daher ist der Schnittpunkt der Gleichtonlinien nicht nur Inbegriff der Einheit, sondern auch der Reinheit, oder platonisch: der Arete der Seinswerte; er ist ein Symbol für den Begriff des Einigen, das zugleich das Gute ist.

Diese “Idee des Guten” ist aber nicht Idee unter Ideen, sondern liegt ihnen als ihr Grund voraus “jenseits des wesenhaften Seins” (ἐπέκεινα τῆς οὐσίας), wie es an einer Stelle in der ‘Politeia’ heißt,²⁴ und transzendiert damit das Reich der Ideen. Wiederum bietet sich der Punkt $\frac{0}{0}$ als Analogon an, der ebenso über die konkreten Tonwerte hinausliegt.

Sind die Ideen selbst jeweils als ein *Dieses* bestimmt und von einem *Anderen* unterschieden, so fallen sie in der Einheit, die sie alle unter sich begreift, zusammen, sofern sie *Einheit* sind, nicht aber, sofern sie *diese* Einheit im Unterschied zu einer *anderen* Einheit sind. D. h. aber, sie fallen ohne individuelle Besonderheiten im Einigen als ihrem Grund zusammen, der deshalb selbst nicht mehr als ein Besonderes bestimmbar ist. Die absolute Einheit ist nicht präzifizierbar, d. h. sie läßt keine positiven Aussagen zu, außer eben, daß sie Eine ist.

“Platons Konzeption ist entscheidend davon bestimmt, daß die begriffliche Negativität dem Grund, sofern er Grund ist, wesentlich zugehört, weil er als solcher dem Seienden vorausliegt und darum über jeden Vergleich, jedes Attribut und jede Prädikation erhaben ist. In seiner schlechthinnigen Transzendenz und Absolutheit entzieht sich der Grund dem Zugriff des diskursiven Denkens, das stets eine Vielheit voraussetzt, und ist daher im strengen Sinn undefinierbar, imprädikabel und sprachlich nicht faßbar. Er läßt sich in der Tat im Unterschied zu allem Seienden nicht affirmativ, sondern nur - gleichsam ersatzweise - negativ, nämlich durch die Verneinung der vielen seienden Dinge, also auf dem Umweg über die Welt, begrifflich festlegen. Der Grund ist daher vom Seienden her betrachtet eigentlich ‘Nichts’, oder aber schärfer von der Welt als Vielheit her gefaßt: das aller Individuation vorhergehende Nicht-Viele, das Eins.” - “Platon wird damit - das Eins manifestiert sich als θεός - im Prinzip zum Begründer der negativen Theologie.”²⁵

24. Politeia 509b

Und wiederum wird in analoger Weise auch der Punkt $\frac{0}{0}$ im Lambdoma von den Tonwerten her gefunden, aber so, daß in ihm jeder besondere Tonwert negiert wird und sie alle unterschiedslos in ihm zusammenfallen: Er ist nicht dieser Ton und nicht jener, er ist Nicht-Ton und Nicht-Zahl, wohl aber ist er absolute Einheit aller Tonzahlen. Damit bestätigt sich, was Hans Kayser bereits in den Gleichtonlinien und ihrem Schnittpunkt fand: sie erweisen sich als die *“akroatische Signatur des mystischen Weges”*, als ein Symbol für den Zusammenfall der Dinge in der Einheit ihres Urgrundes. Und in der Tat findet auch die neuere Platonforschung eine größere Nähe Platons zur Einheitsmystik des Neuplatonismus, als traditionell angenommen wurde.

Der Archetypus des Einen und Vielen

Hatte nun A. von Thimus doch vielleicht recht, wenn er das Lambdoma als das Zentrum einer ‘harmonikalen Symbolik des Altertums’ herausstellte? Ja und Nein. Er hatte sicher damit nicht recht, daß er glaubte, dieses Schema aus den überlieferten Quellen erschließen zu können. Trotz der hier aufgezeigten Parallelen gibt es keinen eindeutigen Beleg dafür, daß Platon, seine Vorgänger und Nachfolger das Lambdoma in der von Thimus ausgearbeiteten Form gekannt und ihren Überlegungen zugrunde gelegt hätten.

Aber wie erklären sich dann die doch manchmal ganz erstaunlichen Parallelen? Das Lambdoma ist ein echtes Symbol, d. h. es verweist auf den Bereich der Archetypen, auch wenn Kayser selbst diesen Begriff für die Harmonik ablehnte und lieber von Prototypen sprechen wollte. Wie nun aber sogenannte archetypische Bilder, die uns in Träumen, aber auch in den Mythen und Märchen der Völker begegnen, nicht mit den Archetypen selbst identisch sind, sondern nur in andeutender und niemals völlig ausdeutbarer Weise, eben symbolisch, auf diese hinweisen, so auch die harmonikalen Theoreme, die man deshalb auch mit Fug und Recht als harmonikale Symbole bezeichnen kann.

Archetypen äußern sich aber nicht nur in den Bildern der Mythen, sondern sie bestimmen ganz wesentlich auch, wie wir uns die Welt vorstellen bis in die wissenschaftliche Begriffsbildung hinein. Die Grundmuster unseres Denkens entstammen dem archetypischen Bereich, und auch Platons Ontologie folgt einem solchen, weit über die Welt verbrei-

25. Krämer S. 466; 543 f.

teten Muster: der eine, unerkennbare Urgrund, aus dem die Vielheit der Dinge sich in der Form von Gegensatzpaaren herauslöst. Deshalb ist der Urgrund eine "Leerheit" (shunyata) und übergegensätzlich (advaya), wie der Buddhismus lehrt, oder die Welt der Erscheinungen ist gemäß den Prinzipien von Yin und Yang organisiert, über denen die Einheit des Tao steht.

Zwischen solchen Begriffen und Vorstellungen gibt es ebensoviele Gemeinsamkeiten wie kulturell bedingte Unterschiede. Das Lambdoma ist für die Antike nicht nachzuweisen; aber es stellt eine Struktur von großer Allgemeinheit dar, in der sich viele Einzelzüge auch der platonischen Ontologie widerspiegeln. So deutet es auf eine archetypische Ordnungsstruktur hin, die in uns wirksam wird, wenn wir versuchen, uns dem Geheimnis der Identität des Einen mit dem Vielen zu nähern, das uns nach mittelalterlichem Denken, z. B. bei Meister Eckehart oder Nikolaus von Kues auch etwas aussagen kann über das Verhältnis Gottes zur Welt. In unserer Zeit trat dieser Archetypus in der besonderen Weise des Lambdoma ins Bewußtsein. Nicht mehr als metaphysische Spekulation, sondern stark rationalisiert und auf dem Gesetz der Zahl beruhend ist er so auch für den modernen Menschen wieder annehmbar geworden. In der irrationalen Verbindung von Ton und Zahl jedoch behält er sein Geheimnis und damit seine Faszination: So war A. von Thimus davon fasziniert, man könnte auch sagen "besessen" (im Sinne des psychologischen Terminus einer Obsession), und fand das Lambdoma überall, wo Teilstrukturen in den antiken Texten in irgendeiner Weise daran erinnerten. Daß es nicht unsinnig ist, nach einem übergreifenden Zusammenhang zwischen der Platonischen Ontologie und der Tonzahlenlehre zu suchen, sollte diese Studie zeigen.

Über diesen Beitrag

Alle Beiträge sind Überarbeitungen von Vorträgen, die im Rahmen der Veranstaltungen des "Arbeitskreis Harmonik" am Freien Musikzentrum München gehalten wurden.

Dieter Kolk:

Platons ungeschriebene Lehre in der Sicht der Harmonik

Vortrag gehalten am 22.10. 1994. Der Beitrag ist eine nachträgliche Zusammenfassung des Vortrags.

Dieter Kolk

Geboren 1936, studierte Altphilologie an der Universität Erlangen und promovierte dort bei Prof. Merkelbach. Er ist schon seit vielen Jahren Lehrer am Leibniz-Gymnasium in Altdorf bei Nürnberg.

Schon seit 1962 widmete er sich intensiv dem Studium der Harmonik, mit deren Begründer Hans Kayser er bis zu dessen Tod in Briefwechsel stand. Mit seiner Auffassung von Harmonik knüpft Kolk über die in Wien betriebene "Harmonikale Grundlagenforschung" hinweg wieder direkt bei Kayser an. Dabei versucht er Kayser's Ansatz sowohl nach der naturwissenschaftlichen als auch nach der philosophischen Seite hin durch Heranziehung jüngerer Forschungsergebnisse zu aktualisieren.

Der Autor hat vor allem in den letzten Jahren zahlreiche Vorträge über Harmonik gehalten und konnte eine Reihe harmonikaler Arbeiten veröffentlichen. Ein umfangreicheres Werk "Zahl und Qualität" ist in Vorbereitung.

Ursprünglich erschienen in:

Harmonik & Glasperlenspiel. Beiträge `94.

Verlag Peter Neubäcker & freies musikzentrum, München 1995